

ELAINE WINTER

*Die Töchter der  
Villa Weißenfels*



Weltbild

## Die Töchter der Villa Weißenfels

## Die Autorin

Elaine Winter ist ein Pseudonym der Autorin Ira Severin, die schon als Kind gerne Geschichten erfunden hat. Sie studierte Germanistik und Anglistik, probierte sich in verschiedenen Jobs in der Medienbranche aus und kehrte bald zum Geschichten erfinden zurück. Inzwischen ist sie seit mehr als zwanzig Jahren Autorin und hat den Spaß am Erdenken schicksalhafter Wendungen und romantischer Begegnungen bis heute nicht verloren.

Elaine Winter

Die Töchter  
der Villa Weißenfels

**Weltbild**



Besuchen Sie uns im Internet  
*www.weltbild.de*

Genehmigte Lizenzausgabe für Weltbild GmbH & Co. KG,  
Werner-von-Siemens-Straße 1, 86159 Augsburg  
Lizenzausgabe mit Genehmigung der Bastei Lübbe AG, Köln  
Copyright der E-Book-Originalausgabe © 2019 by Bastei Lübbe AG, Köln  
Umschlaggestaltung: \*zeichenpool, München  
Umschlagmotiv: Trevillion Images, Brighton (© Ildiko Neer);  
www.shutterstock.com (© bravikvl, © SkandaRamana, © Wolna)  
Satz: Datagroup int. SRL, Timisoara  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck  
Printed in the EU  
ISBN 978-3-96377-399-0

2022 2021 2020 2019  
Die letzte Jahreszahl gibt die aktuelle Lizenzausgabe an.

## Prolog

Nürnberg, 20. April 1928

Lydia blieb am Fuß der breiten Treppe stehen, die aus sechs schneeweißen Steinstufen bestand, und stellte ihren kleinen Koffer ab. Ob das Marmor war? Sie hatte noch nie welchen gesehen, aber diese Villa war so groß und prächtig, dass es hier sicher solche kostbaren Dinge gab.

Nervös zupfte sie an ihrem schwarzen Sonntagskleid, das für die außergewöhnliche Hitze des Apriltags viel zu schwer und zu warm war. Sie spürte, wie ihr ein einzelner Schweißtropfen den Rücken hinunterlief. Wenn sie noch lange in der Mittagssonne herumstand, würde sie furchtbar verschwitzt sein, bevor sie auch nur an die Tür geklopft hatte. Sie war hier, um nach einer Stelle zu fragen. Und wer wollte schon ein Hausmädchen, das eine feuchte Spur hinterließ, wenn es sich durch die eleganten Räume bewegte? Ganz bestimmt nicht die wohlhabende Fabrikantenfamilie, die in diesem Haus wohnte.

Zwar hatte Lydia in ihrem mehr als hundert Kilometer entfernten Heimatdorf Ohltal noch nie von den Weißenfels gehört, doch hier in Nürnberg schien jeder die Familie zu kennen. Jedenfalls hatte es sich in dem Gespräch so angehört, das sie auf dem Bahnhofsvorplatz belauscht hatte. Und obwohl sie selten etwas tat, ohne vorher gründlich darüber nachzudenken, hatte sie ihren Zug in Richtung Heimat davonfahren lassen und sich zur Villa durchgefragt.

Es war nicht sonderlich schwierig gewesen herzufinden. Gleich die erste Person, an die sie sich gewandt hatte, eine ältere Frau mit Einkaufskorb, hatte den Wohnsitz der Familie Weißenfels gekannt. Und als sie unterwegs einmal unsicher gewesen war, wo sie abbiegen sollte, konnte ihr ein Lieferjunge, der einen laut quietschenden Holzwagen hinter sich her zerrte, sofort die richtige Richtung weisen.

Obwohl sie ihren Koffer auf der untersten Stufe stehengelassen hatte, kam es ihr vor, als würde sie ein schweres Gewicht die Treppe hinaufschleppen. Dann stand sie vor der Eingangstür aus poliertem Mahagoni, starrte den Türklopfer in Form eines Löwenkopfs an und schaffte es nicht, die Hand zu heben.

Durfte man das überhaupt? Einfach an eine Tür klopfen und nach Arbeit fragen? Wenn sie davongejagt oder auch nur ausgelacht wurde, würde sie vor Verlegenheit im Boden versinken. Andererseits war es mindestens ebenso schlimm, unverrichteter Dinge in ihr Heimatdorf zurückzukehren, nachdem sie von dort aus vor nicht mal zwei Wochen nach Nürnberg aufgebrochen war. Stolz und ein bisschen überheblich, weil sie in der großen Stadt wohnen und aufregende Dinge erleben würde, während alle anderen auf ihren Bauernhöfen im kleinen Ohltal zurückblieben.

Sie hatte sich Nürnberg als einen wunderbaren Ort voller Lichter und freundlicher Menschen vorgestellt. Nicht im Traum wäre sie auf den Gedanken gekommen, die Arbeit als Hausmädchen bei der Familie Staller könnte schwerer sein als das Ausmisten eines Kuhstalls. Das Stellenangebot in der Zeitung hatte sich angehört, als würde sie den ganzen Tag mit einem Staubwedel in der Hand herumlaufen.

Einen Staubwedel hatte sie bei den Stallers nicht zu sehen bekommen. In einer Schlachtereier wischte man das Blut mit alten Lumpen auf, womit sie kein Problem hatte. Sie war an harte Arbeit gewöhnt und hatte ihrem Vater schon als Zehnjährige beim Schlachten zur Hand gehen müssen.

Viel schlimmer war das gewesen, was ihr bei den Stallers sonst noch zugestoßen war. Beim Gedanken, zu Hause erzählen zu müssen, was dort geschehen war, wurde ihr übel. Niemals hatte sie mit ihrer Schwester Otilie über solche Dinge gesprochen. In ihrem Dorf redeten die Leute nicht über so was. Natürlich kannte ihre Schwester sich aus. Schließlich war sie seit über einem Jahr verheiratet. Aber das bedeutete nicht, dass Otilie und Lydia über unanständige Dinge sprachen wie über das Wetter von morgen.

Entschlossen griff Lydia nach dem Türklopfer. Wenn es ihr gelang, eine neue Anstellung zu finden, konnte sie sich nicht nur dieses unangenehme Gespräch ersparen, sondern auch die schämliche Rückkehr nach Ohltal. Falls sie in dieser Villa eine Stelle bekam, konnte sie Otilie schreiben, dass sie sich verbessert hatte. Sicher trugen die Hausmädchen in der Villa Weißenfels eine hübsche Uniform und nicht so einen grauen, kratzigen Kittel wie bei den Stallers.

Im selben Augenblick, in dem sie den Löwenkopf aus Messing gegen das Holz fallen lassen wollte, wurde die Tür geöffnet. Eine junge Frau von etwa Ende zwanzig, also ungefähr zehn Jahre älter als Lydia, trat auf die Schwelle. Sie trug ein elegantes beigefarbenes Kostüm mit tief angesetzter Taille und knielangem Faltenrock. Ein modischer Hut verbarg fast vollständig die kinnlangen Haare, die fast denselben dunklen



Goldton hatten wie Lydias Zopf. Nur einige Strähnen krin-  
gelten sich an den Schläfen des runden Gesichts.

Die Frau sah sie erstaunt an. »Ja, bitte?«, fragte sie nach einer kurzen Pause und lächelte freundlich, was Lydia Mut machte. Vielleicht waren die Menschen in diesem Haus gar nicht so kühl und unnahbar. Beim Anblick der Villa, deren riesige Fenster mit dichten Gardinen verhängt waren, die jeden Blick ins Innere verwehrten, hatte Lydia schon Schlimmes befürchtet.

»Mein Name ist Lydia Breuer. Ich wollte nach einer Stellung fragen«, stieß sie hervor und war plötzlich atemlos, als wäre sie schnell gelaufen.

»Schickt dich die Agentur?« Die Frau runzelte die Stirn. »Das ging aber schnell. Meine Schwiegermutter hat dort erst vor einer halben Stunde angerufen.«

»Ich komme vom Bahnhof, nicht von der Agentur«, erklärte Lydia hastig und strich sich mit der Hand über die schweißnasse Stirn.

»Vom Bahnhof?«

»Ich habe dort zufällig gehört, dass Sie gestern ein Hausmädchen entlassen haben. Weil sie gestohlen hat. Ich suche eine Stellung und ... ich würde niemals stehlen.«

»Das ist beruhigend.« Die Frau lachte so heftig, dass das Hütchen auf ihrem Kopf fröhlich wackelte.

»Ich kann alle Arbeiten machen, die im Haus anfallen. Öfen und Kamine heizen, putzen, waschen und bügeln.« Mehr fiel ihr leider nicht ein.

Bei den Stallers hatte sie neben den Hilfsarbeiten in der Schlachtereier fast den ganzen Tag in der Küche verbracht, denn es galt, Mahlzeiten für neun Personen zuzubereiten –

für Herrn und Frau Staller und für die Schlachtergesellen. Und wenn alles vertilgt war, musste das Geschirr abgewaschen und das nächste Essen gekocht werden. Zwischendurch war sie durchs Haus gehetzt und hatte den größten Schmutz weggeputzt. Dabei war es nicht auf Feinheiten angekommen. Das hielten die Weißenfels' sicher ganz anders.

Die elegante Frau warf einen prüfenden Blick auf ihre Armbanduhr. »Ein paar Minuten habe ich noch Zeit. Komm rein. Vielleicht passt es ja.«

Sie drehte sich in der offenen Tür um und ging zurück ins Haus. Lydia folgte ihr mit pochendem Herzen.

Die Eingangshalle war groß und hell mit einem Fußboden aus schwarzen und weißen Steinfliesen, die im Schachbrettmuster verlegt waren. An den hohen Wänden hingen kostbar aussehende Gemälde, darunter standen kleine Tische mit Vasen, in denen Sommerblumen leuchteten und einen zarten Duft verbreiteten. Im Hintergrund führte eine geschwungene Holzterrasse hinauf zu einer Galerie, von der im oberen Stockwerk mehrere Flure abgingen.

Lydia sah sich staunend um. Es musste ein Traum sein, hier zu arbeiten.

Die junge Frau stand wartend in einer offenen Tür rechts vom Eingang und klopfte mit den Fingerspitzen gegen den Türrahmen.

»Entschuldigung«, murmelte Lydia und eilte hinter ihr her.

Sie fand sich in einer Art Arbeitszimmer wieder. Es gab einen Schreibtisch, ein Regal mit Büchern und Aktenordnern und einen kleinen Tisch mit zwei hochlehnigen Stühlen. Dorthin deutete ihre Gastgeberin mit einem freundlichen Lächeln.

Bevor sie sich setzten, reichte sie Lydia die Hand. »Ich bin Marleen Weißenfels. Mein Mann leitet gemeinsam mit seinem Vater *Weißenfels Spielwaren*. Kennen Sie die Puppenhäuser von *Weißenfels*?« Fast erwartungsvoll sah Marleen Weißenfels sie an.

Zögernd schüttelte Lydia den Kopf. Vielleicht wäre es besser gewesen zu behaupten, dass sie die Puppenhäuser kannte. Aber in ihrem Dorf besaß niemand so teure Spielsachen. Soweit sie wusste, hatten nicht mal die Töchter von Bauer Kimmich ein Puppenhaus. Und Kimmichs besaßen mindestens doppelt so viel Land wie alle anderen Bauern im Dorf und wohnten in einem riesigen Haus.

»Ich komme aus Ohltal. Das kennen Sie bestimmt nicht, weil es so klein ist. Da gibt es keine Puppenhäuser und auch sonst nicht viel. Ich bin erst seit zwei Wochen in Nürnberg.« Aus irgendeinem Grund hatte sie das Gefühl, sich entschuldigen zu müssen, dass sie überhaupt hier war.

»Ich komme auch aus einem kleinen Ort in den Bergen. Allerdings bin ich schon seit mehr als zehn Jahren hier in Nürnberg.«

Lydia ertappte sich dabei, wie sie die Augen vor Staunen weit aufriss. Sie hatte nicht gedacht, dass die elegante Marleen Weißenfels, verheiratet mit einem reichen Fabrikerten, aus einem Bergdorf stammte – genau wie sie.

»Waren Sie auch in Stellung hier in der Stadt?« Erschrocken schlug sie sich die Hand vor den Mund. So etwas fragte man nicht. »Entschuldigung«, stotterte sie.

»Schon gut.« Zu Lydias Erleichterung lächelte Marleen Weißenfels immer noch. »Du kennst dich also mit allen Arbeiten im Haushalt aus. Meine Schwiegermutter stellt

hohe Ansprüche. Gelegentlich würdest du bei Abendgesellschaften servieren müssen. Oder den Gästen die Garderobe abnehmen.«

»Das kann ich. Und ich sage auch bestimmt keine unüberlegten Sachen, so wie eben. Das war eine Ausnahme. Ich weiß überhaupt nicht, was mit mir los ist. Vielleicht die Hitze. Und ich bin aufgeregt, weil ich wirklich gern hier arbeiten möchte.«

»Du lernst sicher schnell, mit den Gästen umzugehen«, beruhigte Marleen Weißenfels sie. »Wenn du Fragen hast, wende dich ruhig an mich. Bis vor einigen Monaten gab es eine Haushälterin. Sie hat das Personal eingestellt und geschult. Nun ist sie im Ruhestand und meine Schwiegermutter meinte, ich könnte mich mit ihr zusammen um diese Dinge kümmern. Also muss ich jetzt wohl irgendwie entscheiden, ob wir es miteinander riskieren können.«

Lydia nickte eifrig und sah Frau Weißenfels erwartungsvoll an.

»Bist du auf gut Glück nach Nürnberg gekommen? Sagtest du nicht, du bist seit zwei Wochen hier? Wo hast du so lange gewohnt?« Plötzlich funkelte zu Lydias Schreck Misstrauen in den hellblauen Augen.

»Ich hatte eine Anstellung«, gestand sie leise. »Aber da konnte ich nicht bleiben.«

»Hast du dir etwas zuschulden kommen lassen?«

»Nein! Ich schwöre.« Nur mit Mühe konnte Lydia sich davon abhalten, die Schwurhand zu heben. »Herr Staller, mein Dienstherr, er ...« Sie biss sich auf die Lippe.

Marleen Weißenfels wartete schweigend, dass sie fortfuhr.

»Er hat mich dauernd komisch angefasst. Da, wo man es nicht macht.« Lydia atmete tief durch. »Und dann ist er eines Nachts in meine Kammer gekommen. Da habe ich ihm den Nachttopf an den Kopf geworfen. Er hatte am nächsten Morgen eine riesige Beule, und seine Frau hat mich aus dem Haus gejagt. Sie meinte, ich hätte ihm schöne Augen gemacht. Dabei konnte ich den ekligen Kerl gar nicht leiden.«

»Den Nachttopf? War da was drin?« Marleens Kichern klang wie das eines Schulmädchens.

»Nein.« Lydia verbarg ihr breites Lächeln automatisch hinter der Hand. Bis jetzt hatte sie über die Ereignisse im Haus der Stallers nicht lachen können.

»Schade! Er hätte es verdient.« Die reiche Frau wirkte fast enttäuscht, dass Lydia dem aufdringlichen Mann nur den leeren Nachttopf an den Kopf geknallt hatte.

In stillem Einvernehmen sahen die Fabrikantengattin und das arme Mädchen aus dem Dorf sich an. Dann nickte Marleen Weißenfels langsam. »Wir versuchen es. Du kannst in das freie Zimmer im Gesindehause hinten im Garten ziehen. Zita wird dir alles zeigen.«

»Danke! Vielen Dank!« Begeistert sprang Lydia auf.

Marleen Weißenfels erhob sich ebenfalls und wollte ihr gerade die Hand reichen, als sich die Tür öffnete und eine alte Dame das Zimmer betrat. Streng ließ sie den Blick ihrer dunkelgrauen Augen sekundenlang auf Lydia ruhen, bevor sie sich an Marleen wandte.

»Wer ist das?«, erkundigte sie sich in scharfem Ton.

»Unser neues Hausmädchen.« Die plötzliche Unsicherheit in Marleens Stimme war Lydia nicht entgangen.

»Wie heißt sie?«

»Lydia.«

»Ich komme aus Ohltal und ich will gern alles tun, was in diesem Haushalt verlangt wird.«

»Vorlautes, geschwätziges Personal können wir nicht gebrauchen.« Die alte Dame runzelte die Stirn, als hätte Lydia endlos lange auf sie eingeredet.

»Ich glaube, Lydia kann ein gutes Hausmädchen werden, obwohl sie nicht von der Agentur geschickt wurde. Sie ist arbeitswillig und sofort gekommen, als sie gehört hat, dass bei uns eine Stelle frei ist.«

»Dein Glaube, liebe Marleen, ersetzt keine Referenzen.«

»Das ist meine Schwiegermutter, Frau Gesine Weißenfels«, sagte Marleen an Lydia gewandt. »Sie legt Wert auf gut geschultes Personal.«

»Du hoffentlich auch, liebe Marleen.« Die ältere Frau zog die Brauen hoch und richtete erneut ihren kalten Blick auf Lydia. »Das Personal nennt mich gnädige Frau.«

Lydia nickte, zögerte einen Moment und knickte dann stumm. Das schien der Gnädigen zu gefallen. Sie lächelte zwar nicht, aber der harte Zug um ihren Mund löste sich ein winziges bisschen.

In diesem Moment fiel Lydia ihr Koffer ein, den sie an der Treppe zur Eingangstür vergessen hatte. Er enthielt all ihre Habseligkeiten. Mit einem Aufschrei rannte sie aus dem Zimmer und durch die Haustür nach draußen.

Erleichtert sah sie das schwarze Köfferchen mit den abgestoßenen Ecken am Fuß der Treppe stehen. Sie lief die Stufen hinunter, nahm ihren einzigen Besitz und eilte wieder nach oben. Als sie ins Haus trat, standen Gesine und Marleen Weißenfels in der Halle und erwarteten sie.

»Sie hat wohl vor, durch die Vordertür ein- und auszugehen. Sag mir nicht, dass diese Person noch nie etwas von einem Dienstboteneingang gehört hat?« Als wäre Lydia gar nicht da, richtete Gesine Weißenfels die Frage ausschließlich an ihre Schwiegertochter.

»Ich habe Lydia durch den Vordereingang mit hereingebracht«, erklärte Marleen ruhig. »Und ich bin sicher, sie wird innerhalb kürzester Zeit lernen, welches Verhalten in diesem Haus von ihr erwartet wird.«

Zu diesen Worten nickte Lydia heftig.

»Wenn sie sich nicht bewährt, muss sie gehen. Dass das klar ist!« Ohne ihrem neuen Hausmädchen einen weiteren Blick zu gönnen, wandte die ältere Frau sich ab und verschwand durch eine der zahlreichen Türen, die von der Halle abgingen.

»Keine Sorge, du schaffst das schon. Herzlich willkommen in der Villa Weißenfels, Lydia.« Marleen warf einen nervösen Blick auf ihre kleine goldene Armbanduhr. »Über die Einzelheiten deiner Anstellung reden wir morgen. Ich werde jetzt Zita rufen. Sie soll dir dein Zimmer und auch sonst alles zeigen.«

Die junge Frau zog an der goldfarbenen Seidenkordel, die neben dem Porträt eines streng aussehenden Herrn in Uniform hing. Das hochgewachsene rothaarige Mädchen in der adretten schwarz-weißen Kleidung, das wenig später erschien, stellte Marleen als Zita vor.

»Das ist Lydia. Sie wird Alma ersetzen. Versuche Kleid und Schürze zu finden, die ihr passen, zeige ihr das freie Zimmer im Gesindehaus und Sorge dafür, dass sie zu den Mahlzeiten etwas zu essen bekommt. Alles andere klären

wir morgen.« Damit verschwand Lydias neue Herrin eilig durch die Haustür.

Zita musterte Lydia mit skeptischem Blick. »Soll das etwa heißen, du hast heute frei und wirst umsonst durchgefüttert? Und ich erledige die ganze Arbeit allein?«

»Wenn du mir sagst, was ich machen soll, helfe ich dir gerne.« Lydia hatte Mühe, hinter der langbeinigen Zita herzukommen, die quasi im Laufschrift die Treppe ins Untergeschoss hinunterstürmte.

Obwohl der Empfang durch ihre neue Kollegin nicht sonderlich herzlich ausfiel, klopfte Lydias Herz vor Glück. Sie hatte eine Stellung in dieser wunderschönen Villa. Der alten Frau Weißenfels und der missmutigen Zita würde sie schon bald beweisen, dass sie fleißig und zuverlässig war.



# 1. Kapitel

Münster, 2. Mai 2018

Weil sie noch in Professor Niedermeyers Sprechstunde gewesen war, um über das Thema ihrer Masterarbeit zu reden, war Valerie mal wieder zu spät dran, als sie den Haupteingang der Mensa erreichte. Die Essenausgabe würde in fünf Minuten schließen. Wahrscheinlich war die Auswahl längst auf ein einziges Gericht geschrumpft - nämlich auf das Essen, das sonst niemand wollte. Zum Beispiel überbackener Rosenkohl mit roter Beete.

Als sie neulich in letzter Minute gekommen war, hatte es nur noch einen großen Topf voller Labskaus gegeben. Das hatte freiwillig wahrscheinlich nur Benke Fiersen gegessen, die von der Küste kam und alles liebte, was Fisch enthielt.

Atemlos hetzte Valerie die Treppe hinauf und eilte zu der langen Theke, wo man sich für die verschiedenen Gerichte anstellen konnte. Zwei der drei Ausgaben waren bereits verwaist. Nur dort, wo Biogemüse-Eintopf mit Sojawürstchen angepriesen wurde, stand noch eine der Frauen mit weißem Kopftuch. Als sie Valerie kommen sah, schwang sie unternehmungslustig ihre Suppenkelle über dem großen Topf.

»Wieder mal spät dran«, rief ihr die Küchenhilfe entgegen. »Aber es ist noch genug da. Wenn Sie wollen, können Sie zwei Würstchen haben. Oder auch drei.« Man kannte sich, wenn auch nicht mit Namen.

»Prima. Gemüseintopf mag ich. Bio ist noch besser, und Sojawürstchen sind lecker. Ich nehme gern zwei davon.« Glück gehabt!

Fast ein bisschen enttäuscht, dass sie bei der chronisch zu späten Valerie mit ihrem heutigen Angebot nicht das geringste Entsetzen hervorrufen konnte, füllte die Frau eines der tiefen Schälchen mit Suppe. Die Würstchen kamen auf einen Teller daneben, dazu gab es Vanillepudding.

Zufrieden machte Valerie sich auf die Suche nach einem freien Platz. Obwohl in einer Viertelstunde die nächsten Vorlesungen begannen, war die Mensa noch gut gefüllt. Gegen das Sonnenlicht, das durch die Fensterfront auf der gegenüberliegenden Seite fiel, bemerkte sie zunächst nur einen hochgereckten Arm. Erst als sie den wild wedelnden Arm schon fast erreicht hatte, erkannte sie Jana.

Ihre zwei Jahre jüngere Großcousine studierte seit sechs Semestern ebenfalls in Münster. Valeries und Janas Fächer und ebenso ihre Interessen hätten unterschiedlicher nicht sein können. Jana war Medizinstudentin und verbrachte jede Woche zehn bis zwölf Stunden freiwillig im Labor. Sie testete und untersuchte, was das Zeug hielt, und es war für sie längst beschlossene Sache, dass sie Labormedizinerin werden wollte.

Valerie begeisterte sich ebenso für ihr Studium, das sie in diesem Jahr beenden würde. Sie hatte Geschichte und Germanistik belegt, vergrub sich gern zwischen alten Büchern in der Bibliothek und schmökerte in Fachzeitschriften wie andere Frauen in Liebesromanen. Momentan hatte Valerie nur ein Problem: Sie interessierte sich für so viele verschiedene Gebiete, dass sie sich einfach nicht entscheiden konnte,

über welches Thema sie in ihrer Masterarbeit schreiben wollte.

»Jana! Schön, dass du noch hier bist. Sonst isst du dienstags doch immer schon viel früher. Musst du heute nicht zur Vorlesung?« Valerie stellte ihr Tablett ab und beugte sich zu Jana hinunter, um ihr einen Kuss auf die Wange zu geben.

»Ich bin vor dem Mittagessen im Labor vorbeigegangen, um mit Professor Liebermann die Testergebnisse zu besprechen, die er netterweise für mich überprüft hat.« Janas gerunzelte Stirn war vollkommen untypisch für sie. Wenn sie im Labor auf ein Problem stieß, lebte sie sonst immer regelrecht auf und biss sich darin fest, bis sie die Lösung gefunden hatte. Den Rat des Laborleiters oder eines ihrer Professoren holte sie selten ein.

»Welcher Test?«, erkundigte sich Valerie, während sie ihr Besteck aus der Papierserviette wickelte und anfang, die Sojawurstchen in Stücke zu schneiden, um sie in ihren Eintopf zu werfen.

Jana schob das erst halb geleerte Schälchen mit ihrem Nachtsch weg, obwohl sie Süßes eigentlich liebte. Anstatt Valeries Frage zu beantworten, starrte sie über deren Kopf ein Loch in die Luft. Valerie drehte sich um und schaute nach, ob direkt hinter ihr ein eins neunzig großer Traummann aufträte, dessen Anblick Jana die Sprache verschlagen hatte. Was allerdings eher unwahrscheinlich war, da Jana keinen anderen Typen mehr ansah, seit sie ihren Gregor hatte. Da war aber ohnehin niemand.

»Der Verwandtschaftstest? Ich dachte, damit bist du längst durch. Ist das doch so kompliziert?«

Endlich richtete Jana ihren Blick wieder auf Valerie. »Ich habe doch uns beide als Übungsobjekte für den Test genommen. Um die Verwandtschaft nachzuweisen, muss man bestimmte DNA-Bereiche auf der Grundlage zuvor berechneter Wahrscheinlichkeiten analysieren. Dazu braucht man einen verlässlichen Stammbaum. Und den kenne ich in unserem Fall ganz genau.«

»Ich verstehe zwar nur Bahnhof, aber okay. Und jetzt klappt der Test nicht?« Endlich tauchte Valerie ihren Löffel in den Eintopf und probierte. »Der ist gut!«, stellte sie erfreut fest, nachdem sie gekaut und geschluckt hatte.

»Ich weiß auch nicht. Ich muss irgendwo einen Fehler gemacht haben.« Immer noch lag Janas Stirn in Falten.

»Wiederhol den Test doch einfach.«

»Ich habe ihn schon drei Mal durchgerechnet und dann Professor Liebermann gebeten, sich die Sache anzusehen. Er konnte keinen Fehler finden und kommt zum selben Ergebnis wie ich.«

»Und was ist das für ein Ergebnis?« Valerie biss auf eine der knackigen grünen Bohnen.

Jetzt schaute Jana sich suchend um, als könnte sie die Lösung für das Problem, das sie umtrieb, in der sich langsam leerenden Mensa finden.

»Ich habe mit dem Test nachgewiesen, dass wir mit großer Wahrscheinlichkeit nicht verwandt sind«, flüsterte sie, nachdem sie sich mehrmals geräuspert hatte.

»Quatsch!« Mit einem erleichterten Seufzer ließ Valerie sich gegen die Lehne ihres Stuhls fallen. »Ich dachte schon, eine von uns ist krank oder so was. Verwandt sind wir ja nun eindeutig. Selbst du kannst Fehler machen, Jana. Bei dem

Test ist irgendwas schiefgelaufen. Vielleicht stimmte mit einer der DNA-Proben etwas nicht.«

»Das habe ich auch gehofft. Deshalb habe ich doch nach ein paar Tagen einen zweiten Abstrich von deiner Mundschleimhaut genommen. Beide Ergebnisse stimmen absolut überein. Weil ich ratlos war, bat ich Professor Liebermann um eine Überprüfung. Du weißt, so was mache ich überhaupt nicht gern.« Jana lachte nervös auf.

»Und er sagt auch, dass wir keine Großcousinen sind?« Irritiert starrte Valerie über den Tisch.

»Er bestätigt mein Ergebnis. Wir sind nicht blutsverwandt.«

»Aber das würde ja bedeuten, dass eine von uns ...« Den Rest des Satzes sprach Valerie nicht aus.

»Ich habe gestern Mama angefleht, es mir zu sagen, wenn ich nicht ihr leibliches Kind bin. Sie fand das erst lustig, bis sie begriff, dass ich es ernst meinte. Dann hat sie zum Beweis meine Geburtsurkunde rausgesucht. Da steht schwarz auf weiß, wer meine leiblichen Eltern sind. Es sind genau die Leute, die ich die ganze Zeit für meine Mutter und meinen Vater gehalten habe.« Jana atmete tief durch, als könnte sie jetzt noch die Erleichterung angesichts dieses Beweises spüren.

»Manchmal werden Kinder in der Klinik vertauscht. Das könnte bei einer von uns passiert sein.« Nervös zupfte Valerie an ihrem Ärmel. Sie hatte keine Mutter mehr, die sie fragen konnte.

»Meine Mutter behauptet, wegen meines dunklen Haares hätte sie mich jederzeit wiedererkannt. Und mein Vater hatte schon vor der Geburt den strengen Auftrag von ihr, darauf

zu achten, dass ich sofort ein Identifikationsarmband ums Handgelenk bekomme.«

»Ich fahre heute Abend zu Oma und frage sie. Aber jetzt muss ich in die Bibliothek.« Obwohl sie kaum die Hälfte ihres Eintopfs gegessen und den Nachtsch nicht mal angerührt hatte, sprang Valerie auf.

Jana erhob sich ebenfalls und umarmte sie fest. »Mach dir keine Sorgen«, sagte sie dicht an Valeries Ohr. »Das wird sich schon aufklären.«

»Sicher.« Valerie wusste längst, dass es nur eine gute Lösung dieses Problems gab: Jana musste ein Fehler unterlaufen sein. Und ihrem Professor auch. Und das bei mehreren Tests mit zwei verschiedenen Speichelproben. Und diese Lösung war so gut wie ausgeschlossen. Denn sie kannte Jana gut genug, um zu wissen, dass sie nur mit ihr über die Testergebnisse gesprochen hatte, weil sie sicher war, keinen Fehler gemacht zu haben.

»Falls Oma irgendwas weiß, melde ich mich,« verabschiedete sie sich von ihrer Großcousine, die vielleicht gar keine war.

Valerie brachte ihr Tablett mit den Speiseresten zur Geschirrrückgabe und eilte in die Bibliothek, wo sie mit ihrer Arbeitsgruppe verabredet war. Abgabetermin für die gemeinsame Hausarbeit war in nicht mal zwei Wochen. Der junge Dozent, der die Arbeit betreute, hatte sich großzügig mit einer Abgabe im Mai einverstanden erklärt, weil mehrere Studierende aus der Arbeitsgruppe während der Semesterferien ein Praktikum gemacht hatten. Wie es bei Gruppenarbeiten so war, hatten sie dennoch erst vor Kurzem ernsthaft angefangen. Nach dem Gespräch mit Jana hatte Valerie

zwar anderes im Kopf als die Hugenotten - aber sie musste sich zusammenreißen. Die Hausarbeit war die letzte Pflichtleistung, die sie noch erbringen musste, bevor sie sich für die Masterarbeit anmelden konnte. Und vielleicht gab es ja tatsächlich eine ganz harmlose Erklärung für das Testergebnis.

\* \* \*

Als Valerie nach einem langen Tag in der Uni das kleine Haus ihrer Großmutter erreichte, stand die Sonne schon rotgolden über den Baumwipfeln. Annemarie wohnte etwas außerhalb von Münster. Obwohl Valerie mit dem Auto nur eine Viertelstunde hierher brauchte, kam es ihr nach der Betriebsamkeit der Studentenstadt jedes Mal vor, als wäre sie mitten auf dem Land gelandet.

Hier hatte Valerie seit ihrem 15. Lebensjahr gelebt, bis sie für ihr Studium nach Münster gezogen war – in Annemaries Haus zwischen Feldern, auf denen sich das Getreide im Wind wiegte, Pferdekoppeln und baumbewachsenen Hügeln.

Valerie parkte ihren uralten roten Polo in der Auffahrt und blieb noch einen Augenblick im Auto sitzen. Liebevoll betrachtete sie das Häuschen, in dem sie nach dem Tod ihrer Eltern eine Heimat gefunden hatte.

Der breite Kiesweg der Auffahrt führte ins Nichts, denn Annemarie besaß keine Garage und hatte nie eine gebraucht. Sie ging zu Fuß oder nahm den Bus. Früher war sie oft Fahrrad gefahren, aber das hatte sie an ihrem achtzigsten Geburtstag aufgegeben. Nicht etwa, weil sie nicht mehr fit genug gewesen wäre. Aber sie fand es für eine Frau in ihrem

Alter »unangemessen«, mit wehendem Rock durch die Straßen zu radeln. Seitdem ließ sie sich Mineralwasser, Säfte und die Flasche Rotwein, die sie jeden Sonntag zum Mittagessen öffnete, vom Supermarkt liefern. Alle anderen Lebensmittel trug sie täglich in ihrem Einkaufskorb nach Hause.

Valerie stieg aus ihrem Auto, dessen Tür sich mit einem gequälten Quietschen schloss, das keine Werkstatt dem Wagen abgewöhnen konnte. Da sie sich nicht telefonisch angekündigt hatte, benutzte sie ihren Schlüssel nicht, sondern klingelte. Wenn Annemarie verdächtige Geräusche im Haus hörte, würde sie sicher nicht vor Schreck in Ohnmacht fallen. Aber es stand zu befürchten, dass sie in einer Nische lauerte und Valerie eine Bratpfanne über den Kopf zog, noch bevor sie erkannt hatte, wer ihr Überraschungsbesuch war.

Es dauerte eine Weile, bis ihre Oma die Tür öffnete. Sie starrte Valerie einige Sekunden erstaunt an, bevor ihr Gesicht sich in Hunderte von lustigen Fältchen legte.

»Was für eine Überraschung!« Sie stellte sich auf die Zehenspitzen, schlang Valerie die Arme um den Hals und drückte ihr einen Kuss auf die Wange. »Warum hast du nicht angerufen? Dann hätte ich Pfannkuchen gemacht. Oder wenigstens Kuchen gebacken.«

Zärtlich strich Valerie ihrer Großmutter über das silberne Lockenhaar. »Du musst keine Angst haben, dass ich verhungere, Omi. Es gibt in Münster genug zu essen.«

»Du wirst immer dünner«, behauptete Annemarie und zog ihre Enkelin ins Wohnzimmer, wo der Fernseher auf voller Lautstärke lief.

»Ich habe endlich wieder mein Gewicht von letztem Jahr, bevor du mich zu Weihnachten mit knusprigem Gänsebra-



ten und diesen leckeren Schoko-Nuss-Plätzchen gemästet hast.« Automatisch stellte sie den Ton leiser.

Annemarie nahm ihr die Fernbedienung aus der Hand und schaltete das Gerät aus, obwohl die Tagesschau lief, die sie normalerweise nicht verpasste. »Sag ich doch. Du hast nach Weihnachten wieder abgenommen. Ich mache dir ein paar Schnittchen.« Eifrig wandte sie sich der Tür zu.

»Bitte nicht, Omi. Ich habe schon gegessen. Können wir uns hinsetzen? Ich muss dich was fragen.« Valerie deutete auf die gemütliche Couch, auf der sie so manche Stunde mit ihrer Großmutter verbrachte hatte, während ihre Lieblingsserie lief. Annemarie hatte oft gemeinsam mit ihr über die Typen von *Big Bang Theory* gelacht.

Während Valerie das dunkelgrüne Sofa mit den bunten Kissen betrachtete, schnürte es ihr plötzlich die Kehle zu. Wenn das alles eine Lüge gewesen war! Wenn Annemarie gar nicht ihre Großmutter war, die engste Verwandte, die sie noch besaß. War es möglich, dass ihre Eltern sie als Baby adoptiert hatten und sie fünfundzwanzig Jahre später noch nichts davon wusste?

Als sie nebeneinander auf den weichen Polstern saßen, griff Valerie nach Annemaries Händen und sah sie stumm an.

»Was ist denn nur los, Vally?« Ihre Großmutter sprach sie mit dem Kosenamen an, den sie immer benutzt hatte, wenn ihre Enkelin traurig war. Und das war in den Jahren nach dem Verkehrsunfall oft vorgekommen.

»Jana hat einen Labortest gemacht, mit dem sie unsere Blutsverwandtschaft nachweisen wollte. Doch so oft sie den Test auch wiederholt hat, das Ergebnis war immer wieder,

dass wir keine Großcousinen sind. Wir sind überhaupt nicht biologisch miteinander verwandt.« Nachdem es heraus war, atmete Valerie auf. Auch das war wie früher. Wenn sie Annemarie ihr Herz ausgeschüttet hatte, fühlte sie sich besser.

»Das kann nicht sein!« Ihre Großmutter schüttelte energisch den Kopf.

»Die einzig mögliche Erklärung ist, dass eine von uns adoptiert wurde. Und Jana weiß inzwischen, dass sie es nicht ist.« Valerie suchte den Blick ihrer geliebten Oma.

»Du bist es auch nicht.« Annemarie schüttelte so energisch den Kopf, dass ihre Löckchen hüpfen. »Ich habe dich schon am Tag nach deiner Geburt im Arm gehalten und den kleinen Leberfleck hinter deinem Ohr gesehen. Den, der aussieht wie ein Kleeblatt und den deine Mutter auch hatte.«

»Und du bist sicher, dass meine Eltern mich nicht direkt nach meiner Geburt adoptiert und behauptet haben, ich sei ihr leibliches Kind?«

»Was denkst du dir nur für Sachen aus?« Annemarie schüttelte den Kopf. »Deine Eltern haben mit dir in Münster gelebt, bis du drei Jahre alt warst. Wir haben uns oft gesehen, und deine Mutter hatte einen solchen Babybauch, bevor du kamst.« Mit beiden Händen deutete Annemarie eine riesige Kugel vor ihrem Körper an. »Glaubst du, ich hätte nicht gemerkt, wenn sie sich ein Kissen unter das Kleid gestopft hätte? So was hätte sie außerdem nicht getan.«

»Natürlich nicht. Aber ... Was soll es sonst für eine Erklärung geben? Wenn alles so wäre, wie es die ganze Zeit zu sein schien, hätte Jana mit ihrem Test bewiesen, dass wir Großcousinen sind. Genau das konnte sie aber nicht.« Valerie

strich sich nervös eine blonde Haarsträhne aus der Stirn und presste die Lippen aufeinander.

»Du glaubst doch nicht, dass ich dich die ganze Zeit belogen habe.« Kopfschüttelnd stand Annemarie auf und ging zu dem Sekretär aus dunklem Walnussholz. Eine Minute später hielt sie Valerie eine Geburtsurkunde vor die Nase, aus der eindeutig hervorging, dass sie die 1993 geborene Tochter von Thilo und Marion Falk war.

Plötzlich verschwammen die Buchstaben vor ihren Augen, und sie blinzelte, um die Tränen daran zu hindern, aus ihren Augenwinkeln zu kullern.

»Es tut mir leid, Omi«, flüsterte sie. »Natürlich dachte ich nicht, dass du gelogen hast. Aber ich verstehe das alles nicht. Wenn Jana und ich beide nicht adoptiert wurden, wieso sind wir dann nicht blutsverwandt?«

»Sieht so aus, als wäre in den Generationen vor eurer etwas nicht so, wie es scheint.« Annemarie verzog den Mund zu einem aufmunternden Lächeln, das ihr jedoch nicht sonderlich gut gelang.

»Glaubst du, jemand wurde versehentlich nach der Geburt vertauscht. Wir müssen von allen Gentests machen. Aber bei meinen Eltern geht das nicht mehr.« Verzweifelt sah Valerie ihre Großmutter an.

Beruhigend strich Annemarie ihr über den Arm. »Ich bin sicher, alles wird sich klären. Jedenfalls weiß ich ganz genau, dass du das Kind deiner Mutter bist. Da ist nicht nur das kleine Kleeblatt hinter deinem Ohr.« Sanft strich sie Valeries lange Haare zur Seite und tippte mit der Fingerspitze auf das hellbraune Muttermal hinter ihrer Ohrmuschel. »Marion hat dich nach deiner Geburt im Krankenhaus keine Sekunde

aus ihren Armen gelassen. Du warst die ganze Zeit in ihrem Zimmer, und am Tag nach der Entbindung ging sie mit dir nach Hause.«

Valerie atmete tief durch und fuhr sich mit dem Handrücken über die Augen. »Wir werden herausfinden, was passiert ist!« Mit ihrem energischen Ton versuchte sie vor allem, sich selbst Mut zu machen.

Ihre Großmutter nickte und sah nachdenklich durchs Fenster in die Dunkelheit, die sich inzwischen über das Münsterland gelegt hatte.